

# Zwischen Rebellion und Hoffnung

Ruedi Lüthy

---

Ich erinnere mich gut, wie sie jeweils lachend und spielend durch unsere Klinik tobten: die kleinen Kinder, welche in einem miserablen Zustand zu uns gekommen waren und deren Gesundheitszustand sich dann rapid verbesserte. Heute sind aus den fröhlichen Kindern schlaksige Teenager geworden. Sie lümmeln mit herausforderndem Blick im Warteraum herum, die Hände in den Hosentaschen und grüssen kaum.

Für einen kurzen Moment scheint der Unterschied zwischen der Schweiz und Simbabwe zu verblasen. Hier wie dort ist ihr Auftreten verblüffend ähnlich. Teenager zu sein, ist überall schwer. Keine andere Lebensphase ist so stark geprägt von körperlichen und psychischen Veränderungen, von Unsicherheiten, Rebellion und Überforderung.

Die meisten unserer jugendlichen Patientinnen und Patienten sind Halb- oder Vollwaisen. Sie sind uns über all die Jahre sehr ans Herz gewachsen. Mit grosser Freude haben wir miterlebt, wie sie an Gewicht zugenommen haben, die Schule wieder besuchen konnten und wie sie eine enge Beziehung zu «ihren» Krankenschwestern aufgebaut haben.

Nun sind aus diesen Kindern Jugendliche geworden, die verunsichert sind und sich gegen alles und jeden auflehnen – manchmal auch gegen die Anweisungen der Krankenschwestern, die ihnen über all die Jahre so nahestanden. Sie erscheinen zu spät oder gar nicht zu Konsultationen, sind flapsig und frech. Häufig nehmen sie ihre Tabletten gegen die HIV-Infektion nicht mehr regelmässig ein oder verkünden gar voller Trotz, dass sie nun keine mehr schlucken und selber über sich und ihr Leben bestimmen wollen.

So normal das Verhalten ist: Es ist verheerend. Bei unregelmässiger Einnahme der HIV-Medikamente bilden sich rasch Resistenzen, und ein solches Therapieversagen führt mittelfristig zum erneuten Ausbruch der Krankheit und damit zum Tod. In Industrieländern stehen Ersatzmedikamente zur Verfügung, auf die man ausweichen kann. Für uns sind die meisten davon unerschwinglich. Leider ist es meistens aussichtslos, sich mit rationalen Argumenten Gehör zu verschaffen; denn zur Rebellion gesellt sich oft auch Hoffnungslosigkeit. Die meisten unserer Jugendlichen haben kein Zuhause, keine Eltern, keine Lehrstelle.

Wir haben deshalb verschiedene Projekte aufgebaut, um unseren heranwachsenden Patienten eine Perspektive und einen Halt zu geben. Unter anderem starten wir derzeit – mithilfe zweier pensionierter Kinder- und Jugendpsychiater aus der Schweiz – ein Programm, das den Adoleszenten professionelle psychosoziale Hilfe zuteil werden lässt.

Vor zwei Jahren haben wir zusammen mit der lokalen Organisation Africaid ein Berufsbildungsprogramm ins Leben gerufen. Während eines Jahres besuchen rund 30 HIV-positive Jugendliche eine Gewerbeschule und arbeiten als «Lehrlinge» in einem Bereich ihrer Wahl, beispielsweise als Koch oder Kosmetikerin. So auch Paula: Die junge Frau, seit Geburt HIV-infiziert, hatte eine schwierige Kindheit, keinen Schulabschluss und immer wieder gesundheitliche Probleme. Nach einem Jahr im Lehrlingsprogramm arbeitet sie heute als selbständige Kosmetikerin. Einfach ist ihr Alltag nicht, denn nur einige ihrer Kundinnen können ihre Dienstleistung voll bezahlen, und sie muss ihnen Kredite gewähren.

Trotz schwierigen Umständen ist das Ausbildungsprogramm für Paula eine wichtige Chance für ihre Zukunft. Als sie und ihre Kommilitonen letztes Jahr ihren Abschluss feierten, durfte ich an der Zeremonie dabei sein. Ich war zutiefst beeindruckt über den Wandel, den sie alle durchgemacht hatten. Aus unsicheren Mädchen und Knaben waren stolze, hoffnungsfrohe Menschen geworden. Etwas ganz Grundlegendes hatte sich in ihnen verändert, sie haben Verantwortung für sich und ihr Leben übernommen.

Es ist gut zu wissen, dass wir den kleinen Kindern, die heute auf dem Klinikgelände herumtoben, in ein paar Jahren – wenn sie dann richtig trotzig und zutiefst verunsichert sind – ein wenig Halt und Perspektiven bieten können.